

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 17

Artikel: Zwei Prosastücke aus den Büchern Ernst Wiecherts : aus der Geschichte eines Knaben : Novelle 1929
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670100>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seiner Bücher wird uns, wie die bisherigen, nicht nur ein feiertägliches Fest, sondern auch eine Hilfe und ein Trost im Leben sein, wie sie uns eben nur der echte und gottbegnadete Dichter zu geben vermag. Wie hat der lebens- und berufserfahrene Poet uns doch selbst einmal so richtig bekannt und gesagt, daß ihm „bei der Menschwerdung seines jungen Lebens“ vor allem die tiefe Erkenntnis zuteil geworden sei: „daß alles Leben schwer ist und daß neben der sichtbaren Welt eine andere ist, in der das größere Leid ist, die tiefere Wahrheit, die brennendere Sehnsucht: die Welt des Buches.“ (Vergleiche „Wälder und

Menschen“, S. 46.) Und ist nicht gerade das, auf unseren Dichter selbst angewendet und bezogen, nicht nur sein überzeugendstes Credo, sondern auch sein eigener bester Wert und höchster Gehalt? Bringen wir darum mit Freude und aus innerstem Bedürfnis heraus heute Ernst Wiechert unseren Dank und unsere bewundernde Anerkennung dar, diesem bodenständigen Heimatdichter im besten und höchsten Sinne des Wortes, der uns Jahr um Jahr mit immer reicheren und reiferen Gaben seiner hohen und gehaltreichen Kunst erfreut und beschenkt!

Alfred Schaer.

Dem unbekanntem Gott.

Und willst du weiter dich versagen:
Versage dich... ich kann nicht mehr.
Ich hab' die Schale dir gefüllet
Mit Blut und Leid... jetzt bin ich leer.

Ich hab' das Schwert auf dich geworfen,
Ich nahm das Kreuz: dein Lächeln blieb.
Mein Haß wie meine Liebe gingen
Durch deine Ferne wie ein Sieb.

Ein Bettler bin ich ganz geworden,
Von keinem Sterne fällt mir Glanz,
Und stäubend über meine Stirne
Geht deiner ew'gen Füße Tanz.

Ernst Wiechert.

Vorpruch zum Roman: „Der Knecht Gottes Andreas Ryland.“ 1926.

Zwei Profastücke aus den Büchern Ernst Wiecherts.

Aus der Geschichte eines Knaben. Novelle. 1929.

Sie traten aus dem Tropenhaus, in dem Percy schweigend Abschied genommen hatte von einer unaufhaltsam versinkenden Welt, und gingen nebeneinander die beschatteten Parkwege entlang. „Ich hätte Ihnen das nicht zeigen sollen, Percy,“ begann Graf Manfred. „Aber ich habe erfahren, daß niemand seinem Schicksal entgeht... man müßte vielleicht richtiger sagen, daß niemandem sein Schicksal entgeht.“

„Ich weiß es,“ erwiderte Percy.

„Sie wissen es nicht. Die Jugend sollte niemals sagen „Ich weiß“. Der Mann von fünfzig Jahren darf es vielleicht sagen, eher noch der von sechzig Jahren. Er allein weiß, weil er rückwärts sieht. Die Jugend ahnt. Sie fürchtet oder hofft, betet an oder verflucht. Aber sie weiß nicht.“

Percy deutete mit der Hand nach rückwärts, wo der Siebel des Tropenhauses noch über den Wipfeln stand. „Dieses weiß ich,“ sagte er mit trauriger Bestimmtheit.

Der Graf sah ihn von der Seite an. „Sie sprechen, wie ein Asiate lächelt, Percy. Und das ist

wie ein Symbol. Wenn ich heute noch so jung wäre zu glauben, daß man in das Schicksal eines Menschen eingreifen kann, ein Rad wenden, einen fliegenden Pfeil ergreifen, dann würde ich morgen mit Ihnen dorthin gehen, wo nicht nur die andere Seite der Erde zu finden ist. Aber ich bin schon zwischen fünfzig und sechzig. Ich glaube nicht mehr. Nun hören Sie zu. Der Fall Percy ist so: Sie sind ein Gefäß, in das man hinzwängt den Wilden und den Europäer, den Knaben und den Erwachsenen, den Flötenspieler und den Gentleman, und so weiter. Die Mütter des Abendlandes heißen nicht mehr Herzeloide und ihre Söhne nicht Parzival, verstehen Sie? Sie lieben Holger, aber er ist nichts als ein junger Stier. Ihre Liebe ist aus einem anderen Reich. Sie hängt wie ein Dolch über Ihnen, und einmal wird sie zustoßen, sehr bald, fürchte ich, bevor Ihre Rüstung fertig ist. Sie können Glück haben, wie der Böbel zu sagen pflegt, Sie können auch kein Glück haben. Ich bin nicht beschränkt genug, Ihnen einen Rat zu geben, aber Sie können zu mir kommen, bevor... Sie den Dolch wieder herausziehen. Das wollte ich Ihnen nur sagen.“

„Ich werde kommen,“ erwiderte Percy mit so besonderer Betonung, daß der Graf ihn forschend ansah. Aber er setzte das Gespräch nicht fort.

*

Vorwort zu den Novellen „Das heilige Jahr“. 1936.

„Es scheint bei diesen Geschichten so, als ob ihr Schicksal aus den heiligen Zeiten des Kirchenjahres sich aufhobe und nur in diesen seinen Grund hätte. Aber wer über den Schein hinaussieht, wird erkennen, daß dieses Schicksal erst

dadurch sich erheben kann, daß der Mensch, der es trägt, eine besondere Bereitschaft für dieses Heilige des Jahres in sich bewahrt, so daß gleichsam zwei Suchende einander begegnen: das Heilige, das seinen Väter, und der Väter, der sein Heiliges sucht.

Und ich glaube, daß Schicksal immer erst dort sich offenbart, wo Gottes Hand sich unsichtbar schon neigt, indes der Mensch seine Arme noch in das Hoffnungslose hebt. Wo also das Diesseitige und das Jenseitige einander begegnen, um den heiligen Kreis zu schließen und zu vollenden.“

Ein Kind hat geweint.

Wenn die Uhren schlagen um die halbe Nacht,
Bin ich erwacht,
Aus den Wäldern der Träume ausgestoßen
Und mit den bloßen Füßen ins Schweigen gestellt,
Wenn von den großen Zeigern die Stille fällt.
Ich sitze und lausche — was war es doch?
Es hat doch leise an die Wände gepocht?
Es hat doch leise mein Herz angerührt?
Es hat sich doch bis in meine Träume verirrt?
Es hat doch — es hat doch geweint in der Nacht,
Und davon bin ich so furchtbar erwacht?
Über den Garten geht leise der Wind.
Die Bäume sind wach in der blauen Welt,
Aus der ein Stern nach dem andern fällt.
Und das Haus ist wach, und die Wände klopfen,
Und über die Treppen fällt es wie Tropfen...
Und nun weiß ich: es war ein Kind.
Ein Kind hat geweint um die halbe Nacht,
Und davon bin ich so furchtbar erwacht.

Und nun hör' ich es klagen aus fremden Gärten,
Und wo ein Licht noch im Dunkeln scheint,
Da hat es geweint.

Es wandert und irrt auf ziellosen Fährten...
Nun steht es an meines Bettes Rand,
Nun tastet es jammernd hinter der Wand,
Nun steht es am Waldbrand im Mondenschein,
Und immer, immer ist es allein.
Ich hebe die Hände: „Du Kind... o du Kind!“
Aber wieder geht nur leise über den Garten der
[Wind...]

Und plötzlich weiß ich, zu Qual versteint:
Das Kind hat in meinem Herzen geweint.
Tief an den Wurzeln des Lebensbaumes,
Wo das Blut mir bitter vor Sehnsucht rinnt,
Da kauert das Kind
Und klopft mich aus dumpfem Leben ans Licht
Und flüstert schmerzlich: „Gedenkst du denn nicht?“

Ernst Wiechert.

Tiroler, Raugummi und Propheten im eigenen Lande.

Diese Tiroler san's schon Tausendsassas! Nicht nur den Skiunterricht und die tiefe Hocke sollen's erfunden habn, sondern gleich noch den Raugummi, wie sie in unseren Zeitungen behaupten! Lüchtig san's, da kann man goar nix machen, und vor allem in der Reklame von einer Fixigkeit und Phantasie, die uns Hirtenknaben oft gut täte. Und das mit dem Raugummi, das ist mit dem Tannenharz, von dem jeder knieentblökte und gamsbartbewachsene Bua einen Klumpen in der wetterharten Bäckentasche hoat und damit der geniale Prototyp des zur internationalen Berühmtheit gelangten Chewing-gum kauenden Nankes sein soll, hat natürlich jeder geglaubt.

Nur ich nicht. Denn als geborener Jurassier habe ich, wie alle meine Vorfahren, als Schulkind Gummi — pardon! Tannenharz gekaut, zu einer Zeit, wo ich von Tirol nicht einmal den Namen, geschweige denn die Ski- und andere Schneiderkünste kannte.

Das Harzkauen und -lutschen muß bei uns im Val de Joux eine alteingefessene Sitte oder tief eingefressene Unsitte, je nach Standpunkt, sein. Denn Eltern, Großeltern und Lehrer strengten sich mächtig, aber vergeblich an, uns dieses „Laster“ abzugewöhnen. In meiner Familie war es besonders schlecht angeschrieben, war doch meiner Großmutter ein Töchterchen an Croup gestorben, wobei die Infektion dem